

(Nachdruck verboten.)

9) Der Kampf um Bliesener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhards.

Emil fand eine Antwort nicht ratsam, aber sein Freund Jude riß ihn heraus. . . .

„Warum denn nicht? Vor ne halbe Stunde. . .“

„Wo is se denn langgejungen?“

„Na imma nach's Wasser runter . . . unglückliche Liebe, verstehn Se. . .“

„Dummheit! . . . Unglückliche Liebe . . . det Kind!“

„Erlauben Se mal! . . . Det Mädchen war in mir verknallt, un jetzt wird se woll schon verjoffen sind . . . is eene weniger!“

„Pst! Jude! det sag' id Deinen Vater!“

„Thun Se sich man bloß keenen Zwang an! Se können ihn ooch gleich erzählen, det id jesagt habe: Sie würden ooch ne ganz jute Wasserleiche abgeben, en jrünet Jesichte kann Sie janich schlecht stehn!“

„Emil, De kommst gleich mit; oder willst De woll noch die Flejeleien von den Bengel ablernen? Et wird Dir überhaupt keenen Schaden thun, wenn de ooch mal en bisken nach Deine Schwester mitsucht!“

„Ach wat! Unkraut verjeht nich!“

„Na, Jrete, haben die Jungen Bertha jesehn?“ schrie Frau Zademaack herunter — sie war auf dem höchsten Hügel der Umgebung erschienen, un von dort Umschau zu halten.

„Aee, Mutter, hier war se nich jewesen. Aber die Jungens sind so frech zu mir, det. . .“ sie sprach nicht weiter, Frau Zademaacks neuer Rosenhut war nämlich wieder hinter der Kuppe untergetaucht. Frau Zademaack hatte keine Zeit.

„Wenn sich det Kind nu verlaufen hat? Ber—tha. . . . Bertha! . . . Keine Antwort. . . doch — da ruft se. . . Aee — det sind sonne demliche Bengels, die mir nachjassen. . . Ber—tha! Ber—tha!“ rief sie trotzdem wieder un „Ber—tha. . . Ber—tha!“ antwortete das dreistimmige Echo in den höchsten Fichteltönen.

„Vielleicht is se in's Lokal.“

Frau Zademaack lief in Todesangst. Lustiges Leben da drinnen im Garten, helle Kleider flirren durcheinander, Gesuchze und Lachen, Kinder mit Stocklaternen, mit aufgespannten bunten Sonnenschirmchen, im Saale Tanz und Musik.

Ja, un darweile. . . un darweile liejt det Kind woll schon todt in'n See — so is det Leben!

Des blaue Kleid da. . . nee se is et nich. . . Herrjott, Herrjott! . . . Un lauter fremde Menschen noch dazu, die se janich kennen! . . . „Haben Sie vielleicht hier 'n Kind jesehn mit 'n blaues Kleid un en Hängezopp mit ne blaue Schleife?“

„Om. . . War 't denn en Junge oder 'n Mädchen?“

„Kindsvieh! . . . Haben Sie vielleicht hier 'n Kind jesehen mit en blaues Kleid un en Hängezopp mit ne blaue Schleife?“

„Na jewiß, Madamken! . . . Hat et nich ooch zwee Deene jehatt un ne Nase verlaug in's Jesichte. . . Na jehn Se — id kenn et!“

„Schämen sollen Se sich wat, Sie junger Mensch Sie, hier ne unglückliche Mutter zu verulkten! Jott sei Dank, Herr Strefow, det id Ihnen treffe! . . . Unse Bertha is wech! Wenn det Kind man nich mit'n fremden Kerl mitjeloosen is, der se womöglich abmurkst. . . det arme Kind! . . . Herr Strefow, id bin schon jar keen Mensch mehr! . . . So'n artjet Kind, wat se imma jewesen is, davon haben Se jar keenen Bejriß, un so fleißig in de Schule! Herr Strefow, haben Se ihr denn wirklich nich?“

„Na, watten Se mal. . . jesehn hab id ihr.“

„Wo denn? Reden Se doch schon!“

„Na watten Se mal. . .“

„Reden Se doch schon!“

„Na jewiß! . . . Det war doch Ihre, die sich vorhin wie verrückt jeschautelt hat? . . . Sehn Se, da haatt se ja noch druff! . . . da oben!“

Richtig, da oben über einem Hollunderbusch, dessen Blütenstände wie Satten dicker Milch aussahen, kam das arme Kind immer mit der Schaukel vorgejossen, daß die Räder flogen — un Hängezopp un blauer Schleife keine Rede mehr, eine

Mähne wehte wie ein schweres Damertuch um ihren roten Kopf, das arme Kind kreischte vor Vergnügen.

„Dag, Mutter! . . . Dag! . . . Wat, wir sind doch höher wie die da? . . . Zieh doch mal ordnlich an, Jrete! . . . Wat, wir sind ville höher?“

Drüben das Paar auf der anderen Schaukel strengte sich jetzt aber auch an, un es schien ein regelrechter Wettkampf vor Frau Zademaack stattfinden zu sollen, aber das Preisrichteramt wurde blüdig abgelehnt.

„Fleich kommst De ma runter! Sonne Jöhre. . . Die verdammtijen Biken macht se ma doch jedesmal, Herr Strefow! . . . Dod kann man sich ärjern mit des Balj! . . . Du sollst anhalten, hast De nich jehört. . . Jrete Schultj un Dir hätt id ooch nich mehr for so dämlich jehalten!“

Eine schwingende Schaukel hat aber nun leider die Eigentümlichkeit, sich nicht an das Kommando „Halt“ zu kehren; diese Frechheit empörte natürlich Frau Zademaack noch mehr. „Anhalten sollst De! Na, freu Dir man, wenn de runterkommst, Du Fliehnvogel!“

Aber die Schaukel nahm noch immer keine Vernunft an. Da ergriff Frau Zademaack energisch das Schiff un hängte sich daran; vorwärts gings, — rückwärts, — vorwärts, der neue Rosenhut saß schräg über dem rechten Ohr, die goldene Uhr baumelte lang herunter — vorwärts, rückwärts, die Schaukel stand endlich. Einen Augenblick später flogen Bertha die Ohrfeigen rechts un links um den Kopf, daß ihr die Sternchen vor den Augen flimmerten; dann trat der Schirm in Aktion.

„Wat habe id Dir jesagt, sage mal. . . Wat habe id. . . Wenn man hier bloß nich so ville Leute wär'n, denn würd' id Da ja's Fell looder machen, det de acht Dage nich sitzen kannst! . . . Et weij! . . . De jloobst woll, zu faul un verlogen jehört ooch noch frech, wat? . . . Wirst Du gleich ruhij sein! . . . De Menschen loosen ja zujamm', stille bist De! . . . Konun Du ma man nach Hause. . . Det weech id nu aber, Du kommst ma nie wieder mit zu'n Berjnüjen! Dir mach id keen Berjnüjen mehr! Un ne Hundestrippe müßte man se imma haben — anders jeh't's janich. Diese Schweinebande, die! . . .“

„Nu lassen Se doch det Kind sein, Frau Zademaack, et thut Ihnen ja nachher selbst leid.“

„Wat, Du willst ooch noch mitreden, Jrete? Sei verjnüigt, det id Dir nich ooch vermöble. . . Du hast se doch bloß zu's Wechloosen anjesteift! Wie kommt denn sonst det Kind druff? . . . Aee, Du hast se nich zu anjesteift? Wo hat denn Bertha det Feld her for de Schaukel, he? . . . Mir machst De doch nich dumm.“

„Vielleicht kann man Dir janich mehr dumm machen“, höhnte einer aus der herumstehenden Menge.

„Halten Sie doch Ihren Rand!“ brüllte Frau Zademaack außer sich. „Sie sind doch nich jefragt!“

„Schmuteken, rej' da man nich uff mit Deine Randbemerkungen!“

Frau Zademaack zitterte vor Wut, un das Publikum johlte, pfiß un hejte.

„Konunen Se man wej, Frau Zademaack, de Leute lachen ja schon. . . Konunen Se doch, Se wollen doch nich zu'n Jelächter werden!“

„Wat! . . . Jd zu'n Jelächter! . . . Det sagst Du Roknese zu ne alte Frau! . . . Die Schmauze wer' id Da schon stoppen, Mädchen! Da! Da hast De eens! Det hast De Dir redlich verdient. . . Un noch eens for de andre Seite, daß De nich schief wirst! . . .“

Leute sprangen dazwischen.

Während dieser höchst aufregenden Vorgänge ging es bei der übrigen Gesellschaft viel friedlicher zu.

Meta Zademaack hatte sich bald, nachdem ihre Mutter nicht mehr sichtbar war, wegen Bertha beruhigt un sich bei den Spielenden wieder angejunden. „Die Küßjerei muß ja gleich anfangen. . . un Emil hat wirklich recht: Unkraut verjeht nich.“

Oben bei Morpheus wurde es auch lebendig. Herr Ritschke erwachte zunächst, un da es nicht einmal Bier bei Morpheussen gab, stieg er zu den Spielenden hinab, erfreute sie durch die Bemerkung: „Kinder, et jiebt noch wat Jehöriget ab, de Barometer an de Fütze thun ma weh!“ un spielte sodann mit.

Beim Heruntersteigen hatte er aber nicht verfehlt, über Herrn Wulkows lange Beine zu stolpern, und so als Wackeruhr zu wirken. Herr Wulkow wiederum sah anderthalb Meter über sich das Stumpfnäschen seiner Frau so verführerisch ragen, daß er es sich nicht versagen konnte, mit einem Graswedel darunter zu fahren. — Das kann man doch nicht alle Tage. . . . Nachdem Nieszeten im Schlaf den Kopf ein paar mal erfolglos geschüttelt hatte, fuhr sie zu Herrn Wulkows hohem Entzücken entsetzt auf.

„Ach so! . . . Du bist et?! . . . Ja wußte janich, wat det war. . . . Ja habe von so'n ollen Uhu jeträumt, der imma so um ma rum jeslogen is. . . . Wat is denn det aber mit den Jungen, der hat ja lauter rote Flecke ins Jesichte? . . . Ernste, Ernste, komm blos mal ruff! Hast De schon sowat jesehn?“

(Fortsetzung folgt.)

Von einer benachbarten Welt.

Wenn wir nach lieben Nachbarn im Himmelsraume suchen, dann müssen wir uns freilich an andere Entfernungen gewöhnen, als wir sie hier auf Erden kennen. Unsere Nachbarn erreichen wir hier in wenigen Minuten, und selbst, wenn wir von Nachbarvölkern sprechen, dem sogenannten Erbfeind im Westen und dem Erbfeind im Osten, so können wir von einem zum anderen durch das ganze Deutsche Reich auf der Eisenbahn in wenigen Stunden gelangen. Von ungeheuren Entfernungen sprechen wir schon, wenn wir von unseren Verwandten in Amerika reden; denken wir gar an die großen Reisen, die unsere eisengepanzerten Fahrzeuge nach dem entlegenen China unternehmen, wo sie Christentum und Schnaps hinbringen sollen, so dünken uns die Entfernungen fast unermeßlich.

Wie klein sind aber alle diese Entfernungen gegenüber den Weiten im Himmelsraume. Nichts wir den Blick zum freundlichen Monde, dem stillen Begleiter der Erde, so durchzogen wir mit dem Auge etwas mehr als 50 000 Meilen. So groß ist bereits der kleinste Schritt, den wir am Himmel unternehmen. Wir fühlen, daß der irdische Maßstab zurückbleibt, und damit auch aller kleinliche Zanf und Streit, der auf der Erde herrscht, wo die kleinen Menschlein sich einbilden, daß ihre Leidenschaften und ihre von Leidenschaften beherrschten Gedanken der ewige Mittelpunkt alles Geschehens in der Natur seien.

Wollen wir noch einen Schritt weiter am Himmel machen, so stoßen wir auf die der Erde am nächsten stehenden unter den größeren Planeten, die als Morgen- und Abendstern erscheinende, sanft schimmernde Venus und den in rölllichem Lichte erglänzenden Mars. Der letztere kommt uns zeitweilig noch näher, als die Venus, und auf ihn wollen wir unsere Leser hinführen, obwohl wir dazu einen Raum von mindestens 8 Millionen Meilen überpringen müssen. Wie es auf einer so fernem Welt aussieht, können wir natürlich nicht so genau angeben, als wenn wir mit unserem Körper wirklich dort gewesen wären; aber mancherlei ist doch von geduligen Forschern mit Hilfe des Fernrohrs gesehen und durch mühsame Rechnung erkannt worden, so daß wir uns ein ungefähres Bild von dieser Nachbarwelt immerhin machen können.

In der Geschichte der Astronomie hat dieser Planet eine wichtige Rolle gespielt. Es ist wohl bekannt, daß die alten Griechen glaubten, die Planeten müßten sich in vollkommenen Kreisbahnen bewegen; andere, als kreisförmige Bewegungen schienen ihnen der Himmelskörper, dieser Zeugen göttlicher Vollkommenheit, nicht würdig. Da sie außerdem die Erde als das Centrum dieser Bewegungen annahmen, so waren sie genötigt, um die Erscheinungen mit ihren Vorstellungen in Einklang zu bringen, die Kreise der Planeten auf anderen Kreisen abrollen zu lassen, die zum Teil selbst wieder auf anderen Kreisen sich bewegten. Als Copernikus das ungeheuer komplizierte dieser Vorstellungen dadurch beseitigte, daß er die Sonne als den Mittelpunkt der Planetenbewegungen hinstellte, ging er doch von den kreisförmigen Bahnen nicht ab, und war dadurch genötigt, ganz wie die Alten für jeden Planeten einen kleinen Kreis oder sogenannten Epichel anzunehmen, dessen Mittelpunkt sich auf dem Hauptkreis bewegte. Jahre hindurch fortgesetzte Beobachtungen unseres Nachbar Mars zeigten dann dem unsterblichen Kepler, daß seine Bahn am einfachsten durch eine Ellipse, also eine ovale Linie, dargestellt werde, und führten ihn so zu den wahren Gesetzen der Planetenbewegung.

Seine Bahn um die Sonne legt der Mars in einem Jahr und 322 Tagen, also in 687 Tagen zurück. Befindet er sich mit der Erde auf derselben Seite der Sonne, so kommt er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe; rückt er oder vielmehr die Erde auf die andere Seite der Sonne hinüber, so wächst ihre Entfernung bis auf 53 Millionen Meilen an. Die große Nähe, in die er ungefähr alle zwei Jahre kommt, gestattet den Beobachtern, auf seiner Oberfläche mehr Einzelheiten wahrzunehmen, als es bei anderen Gestirnen der Fall ist. Schon im Jahre 1636 wurde eine Marszeichnung angefertigt, die wir heute noch besitzen; auf dieser befinden sich bereits einige dunkle Flecken, die auch die heutigen stärkeren Fernrohre noch unverändert an derselben Stelle zeigen. Durch ihre Beobachtung hat man die Umdrehungszeit des Mars finden können; sie ist beinahe so, wie die der Erde, nämlich

24 Stunden und 37 1/2 Minute. Der Tag auf dem Mars dauert daher eine halbe Stunde länger, als der auf der Erde; auf Mars-tage berechnet beträgt seine Umlaufszeit um die Sonne oder sein Jahr 687 1/3 Tage.

Auch die übrigen Größen, die auf seine Umdrehung Bezug haben, sind sehr genau bekannt; man weiß, daß die Umdrehungsachse auf der Bahnebene um 28 3/4 Grad schief steht. Bei der Erde ist das bekanntlich nur um 23 1/2 Grad der Fall, und dies reicht bereits aus, um einen Wechsel der Jahreszeiten hervorzurufen. Bald fallen die Sonnenstrahlen auf die nördliche Halbkugel schräg und auf die südliche senkrechter auf; dann herrscht im Norden Winter, im Süden Sommer; nach einem halben Jahre dagegen haben sich diese Verhältnisse umgekehrt. Auf dem Mars dauern diese Jahreszeiten fast doppelt so lange, als bei uns; außerdem steht die Achse noch schräger, als die der Erde, sodas der Winter noch kälter, der Sommer noch heißer sein muß, als hier. Freilich kann die Sonne auf dem Mars wegen seiner größeren Entfernung nicht dieselbe sengende Kraft haben, wie hier; doch würde sie uns vollständig verengen, wenn die Erde nicht mit einer schützenden Hülle, der Atmosphäre, umgeben wäre, in der ein großer Teil der Sonnenkraft zur Erwärmung der Luft verbraucht wird. Auf dem Mars mag auch eine Atmosphäre vorhanden sein, im ganzen der unrigen ähnlich; doch ist sie sicherlich viel klarer, reiner und durchsichtiger, denn sehr selten werden wolkenähnliche, schnell wieder verschwindende Gebilde beobachtet. Die Sonne wirkt dort also viel ungeschwächer und wird daher trotz der größeren Entfernung etwa dieselbe Glut zu entwickeln vermögen, als es bei uns der Fall ist.

Auch darin stimmen die Verhältnisse mit den unsrigen überein, daß die südliche Halbkugel längere und kältere Winter, aber kürzere Sommer hat, als die nördliche. Bei uns ist der Unterschied freilich nicht allzu groß, weil die Erdbahn fast kreisförmig ist; um 7 Tage ist hier das nördliche Sommerhalbjahr nur länger, als das entsprechende Winterhalbjahr. Beim Mars dagegen mit seiner länger gestreckten eisförmigen Bahn handelt es sich um 92 Marstage, die etwa 94 irdischen Tagen gleich sind. Um so viel länger fallen die Sonnenstrahlen schräg auf die südliche Halbkugel und um soviel längere Zeit als der Nordpol, entbehrt der Südpol das Sonnenlicht völlig.

Alles dies ergibt sich bloß aus den Bewegungsverhältnissen mit mathematischer Notwendigkeit und Gewißheit. Und die sonstigen Beobachtungen stimmen ganz und gar damit überein. An den Polen zeigen sich meist ausgedehnte weiße Flecken, die im Sommer des betreffenden Poles beträchtlich kleiner werden, beim Nordpol manchmal völlig verschwinden; beim Südpol dagegen ist die weiße Kappe weit ausgedehnter und verschwindet selbst im Sommer niemals vollständig. Was sollen diese weißen Massen wohl anders sein, als Schnee und Eis, die sich ja auch an unseren Polen so reichlich finden. Im Sommer schmilzt der Polarschnee und das Polareis beträchtlich ab, das nördliche manchmal vollständig; die Wassermassen müssen dann weit nach dem Equator zu vordringen. Ist aber Schnee, Eis und Wasser auf dem Mars vorhanden, so muß das Wasser auch verdunsten; der Planet muß also mit einer Atmosphäre umgeben sein. Gewisse Spektralbeobachtungen zeigen das auch ganz deutlich und beweisen, daß die Atmosphäre viel Wasserdampf enthält. Dann wird es auf dem Mars also regnen, hageln und schneien können, ganz wie bei uns, wenn im allgemeinen auch ein klarer Himmel dort herrscht.

Weiter haben die gewaltigen Fernrohre der neueren Zeit eine reiche Gliederung auf der Oberfläche dieser Nachbarwelt erkennen lassen, so daß man Karten von ihr hat entwerfen können, die uns eine Menge Einzelheiten zeigen. Auf der nördlichen Halbkugel herrschen die gelblichen Flächen vor, die man allgemein für festes Land, auf der südlichen dagegen die bläulichen, die als große Meere betrachtet werden. Die Weltmeere erstrecken sich nicht, wie auf der Erde der Atlantische und der Stille Ocean, weit nach Norden und trennen die Continente, sondern das große Nordland reicht zusammenhängend über die östliche und westliche Hemisphäre, und ebenso das gewaltige Südmeer, aus dem nur vereinzelte große Inseln hervorragen. Ebenso zeigt der Kontinent einzelne kleinere dunklere Stellen, also Binnenseen; sie hängen aber unter einander und mit dem großen Südmeer durch ein weit verzweigtes System dunkler, völlig gerade verlaufender Linien zusammen. Man hat sie Kanäle genannt und glaubt, daß sie zur Bewässerung des Landes und zur Verbindung der Seen dienen.

Falls diese Deutung richtig ist, so erhebt sich die Frage, wie diese gewaltigen lang gestreckten Kanäle wohl entstanden sein mögen? Wo man etwas Genaueres nicht weiß, da ist die Phantasie rasch bei der Hand, um mit schönen Erklärungen die fehlende auszufüllen. Der Mars ist zwar beträchtlich kleiner, als die Erde — sein Durchmesser beträgt wenig mehr als die Hälfte des irdischen, seine Oberfläche nicht ganz ein Drittel der Erdoberfläche; auch ist seine Masse im ganzen weniger dicht, als die der Erde; aber sonst scheinen die Verhältnisse doch ziemlich ähnlich zu liegen. Was liegt da näher, als auch menschliches oder doch menschenähnliches Leben auf jener fernem Nachbarwelt anzunehmen? Dann können die Kanäle ja Kunstwerke sein, die von den Marsbewohnern erbaut wurden, um nach der sommerlichen Schneeschmelze die andringenden, das Land überschwemmenden Wassermassen abzuführen.

Thatsächlich ist das auch vielfach behauptet worden. Doch müssen wir uns sehr hüten, vage Vermutungen für sicheres Wissen

auszugeben. Freilich weist der äußere Anblick des Mars manche Ähnlichkeit mit irdischen Verhältnissen auf; wie würde es aber sein, wenn wir ihn in größerer Nähe betrachten könnten, wenn ihn unsere Fernrohre dem Auge etwa auf 1000 Kilometer nahe bringen könnten, würde da die Kälte nicht bald völlig verschwinden? Vielleicht herrscht dort eine solche Kälte, daß im Winter selbst die Kohlenäure in der Luft gefriert, und die sog. Schneekoppen bestehen gar nicht aus Schnee und Eis, sondern aus der zu festen weißen Massen gefrorenen Kohlenäure. Selbst aber, wenn dort Schnee und Eis existiert, und eine sommerliche Schmelze eintritt, so wissen wir über die Bildung der Kanäle noch immer nichts; mindestens 30 Kilometer müssen sie breit sein, um in unseren Fernrohren überhaupt zur Wahrnehmung zu kommen, und manche erreichen viel bedeutendere Breiten. Von den Kräften, durch welche solche mächtigen Wasserstraßen geschaffen wurden, können wir uns kaum eine Vorstellung bilden. Dazu kommt, daß vor 17 Jahren zuerst und seitdem jedesmal, wenn der Mars in die Erdnähe, in die günstigste Stellung zur Beobachtung rückt, bei vielen Kanälen binnen wenigen Tagen eine Verdoppelung bemerkt wurde. Statt einer dunklen Linie treten dann deren zwei auf, die in einem Abstände von 50 bis 60 Kilometern völlig parallel verlaufen; doch sind diese Verdoppelungen keine festen Gebilde, sondern verschwinden wieder, wie sie gekommen. In den 17 Jahren, seit man diese merkwürdige Erscheinung kennt und verfolgt, ist es nicht gelungen, eine auch nur einigermaßen befriedigende Erklärung von ihr zu geben.

So zeigt die ferne Marswelt, von allen Welten unseres Sonnensystems uns am nächsten und verwandtesten, sich doch so überaus verschieden von den uns bekannten irdischen Verhältnissen, und bietet unserer Erkenntnis Rätsel dar, deren Lösung den menschlichen Forschungstrieb wohl noch lange beschäftigen wird. —

Dr. B. B.

Kleines Feuilleton.

—1d. Ein Spaziergang unter der Spree. Mildes Sonnenlicht schaukelt auf dem Wasser. Die von Dampf, Seglern und dem leichten Winde aufgeworfenen Wellen spielen durch einander. Sonntagshierlichkeit liegt in der Luft.

In langem Zuge ziehen die Mitglieder der Arbeiter-Bildungsschule auf den Bauplatz des Tunnels, der Stralau mit Treptow verbindet und künftig die Ausflügler auf elektrischen Bahnen unter dem Wasser hindurch von einem Ufer zum andern führen soll. In einem Fachwerkhause arbeitet die Maschine, die den Tunnel provisorisch beleuchtet und bei Regenwetter das Wasser aus ihm saugt.

Ein Eisengitter umgibt die Rampe, die sich langsam, zwischen gelben Ziegelmauern, dem Tunnel entgegenneigt. Erwartungsvolle, verhaltene Spannung läßt alle nur gedämpft sprechen. Und da, nach einer Biegung, bohrt sich der Tunnel hinein in die Erde. Ein rundes Gewölbe, an der Sohle etwas abgeflacht. Am Eingang leuchtet noch die weißliche Helle des Tageslichts, weiter hinein aber in dem ungeheueren Loch glüht nur die gelbe Kette der elektrischen Birnen.

Es ist mehr ein Gefühl der Verwunderung als der Beklemmung, das jeden beim Eintritt in die Röhre beschleicht.

Der Zug schiebt sich hinein; langsam geht es zwischen und auf den Schienen vorwärts, hinunter die kaum bemerkbare Senkung. Zu beiden Seiten begleitet die Wandernden je ein schwarzes Rohr. Das eine bringt Trinkwasser von Stralau nach Treptow, das zweite befördert das einlaufende Regenwasser hinaus. Oben, in der Mitte der Wölbung, zieht sich der Draht entlang, der später den Strom zuführen soll.

Bald schwirrt das Summen vieler erstauanter Menschenstimmen die Wände entlang. Ein weit, weit entferntes, unterdrücktes Rollen scheint hindurch zu tönen. Wenn man sich zur Seite biegt, kann man die Schatten der vorwärts drängenden Menschen am Gewölbe auf und nieder huschen sehen. Schon ist der Zug mehrere hundert Schritt in den Tunnel gedrungen — ein Blick nach rückwärts zeigt den immer kleiner werdenden Eingang und das schwächer leuchtende Tageslicht. Ein weißer Strich sagt, daß man sich jetzt unter der Spree befindet. Immer noch geht es schräg hinab, wohl noch mehr als hundert Meter. Dann ist die Mitte erreicht — zwölf Meter unter der Flußsohle. Hier laufen zwischen den Schienen zwei schmale Rinnen, die das Regenwasser auffangen sollen. In sanfter Biegung geht es links hinauf. Hier ist die Kurve. Es muß technisch schwer gewesen sein, der aus Gußstahl und Schmiedeeisen zusammengefrachten Röhre einen Knick zu geben.

Die Maschine, die den Platz für den Tunnel in dem Moorboden geschaffen hat, war vorn spitz. Ein zweiter Teil hatte die Form des Tunnels. An ihm waren zwölf hydraulische Pressen, die sich gegen die schon vorhandenen Ringe des Tunnels stemmten und den vorderen Teil jedesmal um soviel vorwärts drückten, daß wieder ein neuer eiserner Ring eingefügt werden konnte. Der erhielt dann innen und außen einen Cementmantel, und die Maschine begann ihr Vorwärtsdrängen von neuem. So ward unter dem Wasser der Weg geschaffen für die Wagen, die ebenso hoch sind wie unsere mittelgroßen Straßenbahnwagen. Wenn man in dem Tunnel steht, der nur 3,80 Meter breit und hoch ist, glaubt man nicht, daß sie darin Platz haben und sich bewegen können. Die Röhre schrumpft zusammen, so daß der vom Tageslicht erhellte Ausgang, wenn man in der Mitte angelangt ist, nur wie ein kleiner, klappernder Fleck schimmert.

Es ging nun wieder aufwärts, noch etwa fünf Minuten. Unterwegs hieß es, die feuchte Kellerkühle, die hier herrsche, mache den Tunnel vorzüglich zu einem Vierkeller geeignet. Die Stimmung wurde wieder munterer, als das Tageslicht sich mählich mehrte. Und endlich umfloß Sonnenschein wieder die aus dem Tunnel Auftauchenden. Die lichte Wärme des Nachmittags ruhte auf dem Platz vor der Stralauer Dorfkirche, wo später immer ein Wagen warten soll, bis der von Treptow herüber ist.

Wierhundertundachtundfünfzig Meter waren wir unter der Erde, unter dem Fluße gewandert. —

Kulturgegeschichtliches.

gk. Tabakspoesie. Im 18. Jahrhundert wurde das „Wunderkraut“ der neuen Welt, das in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege allgemeine Beliebtheit genöß, vielfach in Gedichten gefeiert. Beim Durchblättern der Gedichtsammlungen des 18. Jahrhunderts machen solche Tabaksgedichte unter dem ewigen Einerlei von Glückwunschgedichten und Liebesliedern einen sonderbaren Eindruck. Die „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“ teilt einige Proben dieser Poesien mit. Die verschiedenen Kulturländer unterhielten auf diesem Gebiete einen regen Austausch. Unter den Gedichten von König (1745) und in den „Poetischen Wäldern“ von Christian Gryphius finden sich Uebersetzungen eines französischen Gedichts von St. Amand. Bei Gryphius ist das Sonnet betitelt „Der Tabakschmaucher“ und beginnt also: „Ich leh'n an den Camin den abgetränkten Leib, Tobak und Pfeiffen sind mein bester Zeitvertreib.“ Das französische Sonnet, das viel knapper und abgerundeter ist als diese langatmige Uebersetzung, geht seinerseits aber wieder zurück auf ein Gedicht des Sir Robert Ayton, das im Anfang des 17. Jahrhunderts entstand. Der englische Dichter findet in lummervollen Stunden Trost bei seinen beiden Pfeifen, bald bei der Jagott-, bald bei der Tabakspfeife, und — mit beiden pfeift er auf alles. Das „Jagott“ hat aber der französische Uebersetzer mißverstanden, und da das Wort im Französischen auch Reißigbündel bedeutet, den Dichter auf einen Holzstoß gesetzt. Gryphius kam das wohl zu tomisch vor, und so ließ er ihn in den Kamin blicken. Viel bedeutamer ist ein Tabaksgedicht, das sich in des „Freiherrn von Cantz Gedichte“ von 1727 findet. Es soll „aus dem Französischen des Herrn Lombard, ehemaligen Predigers zu Middelburg“, sein und beginnt: „Du Labsal meiner stillen Ruh, Du lieblich-rauchend Pfeiffgen Du . . .“ Das Gedicht fand solchen Anfall, daß ein förmlicher Uebersetzerkrieg entbrannte. Eine viel wortgetreuer Uebersetzung beginnt: „Du meiner Einsamkeit Ergetzen, Geliebtes Pfeiffgen, meine Lust! . . .“ Sie scheint die früheste zu sein und wird einem „gelehrten Herrn Tenpel“ zugeschrieben, während der „vortreffliche Polyhistor zu Utrecht J. G. Graevius dieses französische Sonnet auf das von ihm so wert gehaltene Kräutlein verfaßt haben soll.“ Selten hat wohl ein Gedicht die deutsche Uebersetzungskunst so zu einer Kraftprobe herausgefordert wie dieses Tabaksgedicht: nicht weniger als 15 verschiedene deutsche Uebersetzungen lassen sich nachweisen. Da heißt es einmal: „Du meiner stillen Ruh bezauberndes Vergnügen“, oder „Mein Pfeiffgen, das mich in der Einsamkeit erfreut . . .“, oder „Du labest mich in Einsamkeiten . . .“ usw. Aber auch in diesem Fall scheinen weder Lombard noch Graevius wirklich die Verfasser gewesen zu sein, sondern die Quelle ist wiederum in England zu suchen, wo die Liebhaberei am frühesten einwurzelt und die Tabakspoesie die besten Blüten zeitigte. Das französische Sonnet könnte die — allerdings freie — Bearbeitung eines Tabaksliebes aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts darstellen, das in England sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreute. Es ging von Mund zu Mund und erfuhr so natürlich mannigfache Wandlungen. Fast alle Niederschriften unterscheiden sich von einander. Eine etwas lang ausgesponnene Bearbeitung dieses alten englischen Liedes ist das von dem französischen Sonnet unbeflügelte deutsche Lied: „So lang ich meine Tabakspfeife . . .“ In der originalen deutschen Tabakspoesie ist wichtig der „Tobadsbruder“ von Mich. Kauffsch. Der ellenlange ursprüngliche Titel lautet: „Sonderbare Beschreibung des Edelnen Krautes des Tobads, darbey allerhand lustige Begebenheiten und lächerliche Historien, so sich öfters bey dem Tobadschmauchen ereignen, mit allerhand neuersonnenen und vormalis nie in Druck herausgegebenen Tobadsliedern vorgepeltet von Michael Kauffsch. Gedruckt im Jahre 1684.“ Von diesem Buche sind mehrere Auflagen erschienen. Bemerkenswert ist in der neuen Auflage von 1741 mit dem Titel „Politische Erzählungen Aus einer Lustigen Tobads-Gesellschaft“ die Einschlebung des aus dem Englischen stammenden und in den verschiedensten Fassungen erhaltenen Liedes: „So oft ich meine Tobads-Pfeiffe, Mit gutem Knaster angefüllt, Zu Lust und Zeitvertreib ergreife, So ist sie mir ein Trauerbild, Und sügt mir diese Lehre bey, Daß ich derselben ähnlich sey . . .“ Das menschliche Leben wird mit dem verwehenden Rauch verglichen. Der Vergleich ist alt und spielt in den deutschen wie in den französischen und englischen Tabaksliedern eine große Rolle. Ein ergößlicher Zug dieser Poesie ist es auch, scheinbar ein Liebeslied zu preisen und erst am Schlusse zu verraten, daß man die Tabakspfeife meint. So beginnt ein Lied: „Ach, wie ist mir doch so bange, daß ich von Dir scheiden soll! . . .“ und schließt dann: „Blüden, Schwestern, hört dies eine, Alle, die Ihr's noch nicht wißt, Daß die Holde, die ich meine, Meine Tobadspfeiffe is.“ Die Dichter besangen die Pfeife als treueste Lebensgefährtin mit Schwärmerei und Verehrung. —

Physiologisches.

10. Das Geruchsvermögen bei Männern und Frauen. Zwei Mitglieder der Gesellschaft für Biologie in Paris haben zu ermitteln versucht, ob die Männer oder die Frauen besser zu riechen vermögen. Es wurden 41 Männer und 44 Frauen im Alter von 20 bis 36 Jahren ausgewählt, die etwa die gleiche Lebensweise führten und denselben Bildungsgrad besaßen. Dann wurde zunächst bei jeder einzelnen Person ausprobiert, in welchem Grade der Verdünnung noch die Gegenwart von Kampher wahrgenommen wurde. Einige von den Leuten mußten noch ausgeschieden werden, da sie überhaupt gar keinen Geruch, weder für Kampher, noch für Aether, noch für sonst einen der angewandten Nächststoffe besaßen. Im übrigen stellten sich folgende interessante Ergebnisse heraus. Von 74 Versuchspersonen waren nur 4 nicht im Stande, den Kampher bei einer Verdünnung von 1/1000 mit Wasser zu erkennen. Unter den Männern waren diejenigen mit sehr schwachem Geruchsvermögen zahlreicher als unter den Frauen. Durchschnittlich konnten 33 Männer den Kampher noch in einer Lösung von 9 Teilen Kampher zu 100 000 Teilen Wasser wahrnehmen, während jede der 37 Frauen ihn bereits in einer Lösung von 1/10000 bemerkte, so daß das Geruchsvermögen der Frauen dem der Männer durchschnittlich um das Neunfache überlegen war. Die Gelehrten mußten bei diesem Versuche recht vorsichtig sein, denn es lag der Verdacht nahe, daß mancher behaupten würde, er röche den Kampher, während das eigentlich gar nicht der Fall war. Man gebrauchte daher die Vorsicht, die Wahrheit der gemachten Angaben dadurch zu prüfen, daß man zuweilen auch die Kampherflaschen mit solchen verwechselte, in denen nichts als reines Wasser war. Da aber diese Täuschung stets erkannt wurde, so konnte man in die Wahrheit der Angaben unbedingtes Vertrauen setzen. Noch wichtiger ist die Thatsache, daß der weibliche Geruch auch ein feinerer ist als der männliche. Man gab den Männern und den Frauen neun verschiedene Lösungen verschiedener Nächststoffe zu riechen, nämlich Citronenschale, künstliches Roschus, Pfefferminzessenz, Knoblauch- und Kampher-Essenz und Amööl. Die Frauen konnten aus der Mischung dieser Gerüche noch 3 bis 4 herausfinden, während der Mann nur 2 bis 3 zu unterscheiden vermochte. Es erscheint danach als Thatsache, daß das Geruchsvermögen bei der Frau in jeder Beziehung höher entwickelt ist als beim Mann. Man könnte freilich noch auf den Gedanken kommen, daß die Männer sich zum größten Teile selbst ihren Geruch verschärzen durch Trinken und Rauchen, aber man hat ganz entsprechende Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Geruchsvermögen auch bei Knaben und Mädchen gefunden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ist der Taumelkohl allenthalben giftig? Zu dieser Frage schreibt F. Ludwig in der „Mutter Erde“: Während man früher allgemein das Taumelkohlgras, *Lolium temulentum*, zu den Giftpflanzen zählte, wird es in neueren botanischen Büchern als nicht giftig aufgeführt, oder als „angeblich giftig“, und es werden die zweifellos nach seinem Genuß bei Tieren und Menschen konstatierten Vergiftungserscheinungen auf Beimengungen von Kornradensamen, Mutterkorn usw. zurückgeführt, obwohl die Symptome der Vergiftungen durch letztere thatsächlich ganz andere sind. Nämlich wie die dem Taumelkohl zugeschriebenen Wirkungen waren dagegen die durch gewisse Pilze verursachten taumelerregenden Wirkungen des Getreides, die *Boronia* in Asien in Russland konstatierte, und die 1890 in der Dordogne in Frankreich beim Roggen auftretenden giftigen Eigenschaften. Das Brot, das in der Dordogne aus dem Taumelroggen gebacken worden war, verursachte etwa 3 Stunden nach dem Genuß Taumel, Schläfrigkeit und während der nächsten 24 Stunden Unfähigkeit zu irgend welcher Arbeitsleistung. Leute, die nach dem Genuß des Brotes auf die Felder gegangen waren, konnten allein nicht zurückkehren. Hunde, Schweine, Geflügel, die von dem Brot zu freßen bekamen, wurden verdrückt, taumelig und nahmen 24 Stunden weder Speise noch Trank. Die Symptome glichen ganz denen des Volchs. Als Urheber der taumelerregenden Wirkung des Getreides wurde ein Pilz nachgewiesen, der in allen Körnern anfangs weiß, dann rosarote Mycellager bildete.

Die nur sporadisch beim Taumelkohl auftretenden Vergiftungserscheinungen und die Ähnlichkeit der Symptome mit denen durch den Genuß des Taumelroggens lassen schon an eine ähnliche Ursache denken, da machten Vogl, Hanaukel und Nestler die Entdeckung, daß die Samen des Taumelkohlgrases typisch ein nicht fruchtifizierendes Pilzmycel enthalten, das mit dem Wirt dauernd verbunden ist (nach Nestler von der Stengelbasis bis zur Frucht), aus ihm seine Nahrung bezieht, ohne ihn zu schädigen und ohne die Keimfähigkeit des Samens zu beeinträchtigen. Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Pilz der eigentliche Urheber der giftigen Eigenschaften des Taumelkohlgrases ist, zumal andere Kollinarien den Pilz nicht enthalten. Nach Hanaukel und Nestler läme der Pilz ausnahmslos in dem Samen vom Taumelkohlgras vor, so daß er geradezu ein charakteristisches Merkmal derselben bildete. Vorläufig möchten wir dies nach der Analogie des Pilzes beim Taumelroggen und wegen der neuerlich mehrfach aufgetretenen Meinung, daß der Taumelkohl nicht giftig sei, bezweifeln. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, daß man in den verschiedensten Gegenden die Kollinarien mikroskopisch untersucht und, falls der

Pilzmantel fehlen sollte, Fütterungsversuche mit dem Samen anstellt. Wie das Ergebnis aber auch sein möge — eine sehr weite Verbreitung der Symbiose des Pilzes mit dem Volchsgras steht fest. Ersterer findet in letzterem Nahrung, ohne wesentlich zu schaden, und letzterer erhält den Schutz gegen Tierfraß durch Erzeugung eines Giftes durch den Pilz, das echte Giftpflanzen selbst erzeugen müssen. —

Technisches.

— Aufschwung der Acetylen-Gas-Beleuchtung in Deutschland. Bis Juli 1898 waren in Deutschland rund 62 000 Acetylen-Gasflammen installiert, welche an die Stelle von 51 000 Petroleum-, 58 000 Fettgasflammen und 11 000 Flammen sonstiger Beleuchtungsarten getreten waren. Dagegen betrug die Zahl dieser Acetylen-Gasflammen am 1. Januar d. J. nach den Ermittlungen des Statistischen Amtes schon rund 170 000; innerhalb eines halben Jahres ist also eine Vermehrung um 108 000 Flammen oder um 174 Proz. erfolgt. In Deutschland wurden im Jahre 1898 6500 Apparate und 500 000 Brenner im Werte von über 3,5 Mill. Mark verkauft. Der Carbidumsatz betrug mehr als 15 Mill. Kil., wovon der fünfte Teil allein auf die preussische Eisenbahn-Verwaltung entfiel. 700 Patentanmeldungen und 1100 Musterbeschwerden für Acetylenapparate sind schon beim Deutschen Patentamt eingegangen. —

Humoristisches.

— Dringende Mitteilung. Der Rentier Krause, der sich in letzter Zeit eine stattliche Korpulenz angemäht hat, steigt mit äußerster Anstrengung auf den Hinterron der Pferdebahn. Als sich der Wagen in Bewegung setzt, ruft von der Straße her ein Bekannter: Herr Krause, Herr Krause! — Der sieht sich um und grüßt. Der Bekannte läuft nach und giebt durch Zeichen zu verstehen, Krause solle abspringen, er habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Endlich entschließt sich der Fahrgast, den gefährlichen Sprung zu riskieren.

Der Bekannte: „Herr Krause, Ihnen muß ich doch was sagen.“

Krause (ganz atemlos): „Na was denn eigentlich?“

Der Bekannte: „Herr Krause, in allem Ernst: Sie werden bald!“ —

Naiv. Dackisch: Was und wie doch die Liebe sein mag, — muß 'mal im Konversations-Verzilon nachsehen! —
(Lust. Bl.)

Notizen.

— Für die Rheinische Goethe-Ausstellung in Düsseldorf, die am 5. Juli eröffnet werden soll, sind bereits über 2000 Nummern eingegangen. —

— Im Volkstheater in Budapest kam bei der Aufführung der Operette „Colodab“ der sonderbare Fall vor, daß die Darstellerin Fräulein Kürz in der Erregung, um für starken Beifall zu danken, vor dem Publikum niederkniete. —

— Der Landschaftsmaler Otto v. Kamele ist im Alter von 73 Jahren gestorben. Seine Motive fand er fast ausschließlich in den Alpen. —

— Die Stadt Dresden schreibt eine Konkurrenz für den Neubau ihres Rathhauses aus, die für alle deutschen Architekten frei ist. Die Preise betragen zusammen 30 000 M. —

— In Paris fand man in einem Hause, das seit 18 Jahren nicht mehr bewohnt war, nach dem Tode der Besitzerin eine große Sammlung von wertvollen Werken der Impressionisten, von Manet, Monet, Sisley, Cézanne u. a. und von kunstgewerblichen Arbeiten. —

— In Krefeld beschloßen die Stadtverordneten die Errichtung einer populär-wissenschaftlichen städtischen Bäckerei nach dem Vorbilde der Kölner Bäckerei. —

— Bei der Feier des hundertjährigen Bestehens der Londoner Royal Institution führte zum erstenmal vor einer größeren Gesellschaft Prof. Dewar den von ihm flüssig gemachten Wasserstoff vor. —

— Eine Britisch-Französische Gelehrten-Versammlung wird in der Mitte des Monats September abwechselnd in Boulogne und in Dover tagen. Diese Veranstaltung beruht auf einem Austausch von Einladungen zwischen der Britischen und der Französischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften. —

— In Ungarn bestanden bisher nur drei Privat-Sternwarten, aber keine staatliche. Nun hat der Vezier der Komor, der Ministerialrat Dr. v. Konkoly in O-Ghalla zwischen Komoru und Kruhüfel seine Sternwarte dem Staate übergeben und sich nur das Verfügungsrecht in der Sternwarte während seiner Lebenszeit vorbehalten. —

— Ein Riesenwels. Ein Fischer in Heidemühle hat in der Obra einen Wels gefangen, der die Länge von 4 Meter hat und 100 Pfd. wiegt. —

— In der Stadt Bussallo giebt es 180 Fabriken, die Zweiräder und Zweiräder-Bestandteile herstellen, etwa 100 Geschäfte, in denen nur Zweiräder verkauft werden, und fast 1000 Reparaturwerkstätten.